

Bäuerin nicht erwartet. Wie? schwören sollte sie, die sich doch bewußt war, daß sie in grober Weise ihren Ehemann verleumdete hatte? Mit einemmale eilte sie zur Türe und — fort war sie, noch ehe die Zeugen ankamen. — Am folgenden Sonntag ließ der Herr Pfarrer den Ehemann jenes Weibes zu sich zitieren. Dieser hub sofort an: Herr Pfarrer, welch großen Dank bin ich Ihnen schuldig! Sie haben mein Weib kuriert. Jetzt arbeitet es fleißig, ist überaus entgegenkommend, friedfertig und zufrieden u. s. w.“ Und sie blieb es auch bis zu ihrem Tode. —

2. Das andere Weib gehörte zur Zahl derjenigen, welche in der ganzen schlimmen Bedeutung des Wortes Betschwestern genannt werden, denn einerseits fand sie sich jeden Sonn- und Festtag bei der Kommunionbank ein und andererseits war es unverträglich, zänfisch, mürrisch zc. Als nun diese Person wieder vor ihrem Seelsorger erschien, warf er ihr nach und nach bald den einen, bald den andern unter den vielen Fehlern vor. Sie jedoch, die da gewohnt war, sich als besser zu halten als andere Leute, geriet durch derartige kurzgehaltene, aber mit Ernst und Entschiedenheit ausgesprochene Vorwürfe von Seite des Herrn Pfarrers — bei dem sie eben als Betschwester gerne in Ansehen oder noch mehr hätte stehen wollen — in eine solche Wut, daß sie sogar mit geballter Faust auf den Tisch schlug. Doch der Herr Pfarrer benützte diese Gelegenheit, öffnete die Türe und sprach: „Jetzt können Sie gehen, denn ich habe mich nun selbst überzeugt, welch ein böses, zorniges Weib Sie sind. Ich werde doch sehen, ob Sie sich nicht auch bemühen müssen, friedfertig zu leben und sich ordentlich zu benehmen. Da werde ich schon Mittel anwenden. Machen Sie sich fort aus meinem Hause und kommen Sie mir nicht mehr hierher, ausgenommen, es würde ein dringender Fall vorliegen.“

Auch dieses Weib war dadurch geheilt und äußerte niemals mehr den Wunsch, von ihrem Gatten getrennt zu werden.

Bolders.

P. Franz M. Werndle O. S. B. M. V.

VIII. (Aus der Praxis für die Praxis.) Ein wichtiges Kapitel der seelsorglichen Pastoration betrifft heutzutage die Seelsorge der Saisonarbeiter in der Landwirtschaft oder verwandter Berufszweige, wie fremder Arbeiter und Arbeiterinnen überhaupt. Deutschland zumal wird immer mehr Industriestaat. Daher das fortwährende Fluktuieren in der Bevölkerung; der stete Zuzug im Westen von Fremden aus Oesterreich (Böhmen, Galizien), Süddeutschland, den östlichen preussischen Provinzen u. s. w. Auch die kommenden Dezenien werden aller Voraussicht nach an dieser Erscheinung wenig ändern, ja die besseren Verhältnisse lassen vielleicht gar das Gegenteil vermuten. So bilden sich in Diasporagegenden vollständige katholische Gemeinden von ursprünglich eingewanderten Arbeiter-

Familien. Wie mancher parochus sieht so in einem oder mehreren Lustren das Antlitz seiner Pfarrei fast gänzlich geändert! Selbst entlegene Industrieorte sehen Typentrachten, hören Sprachen, die vor kurzem noch ganz ungewöhnlich und be fremdend waren. Nicht an letzter Stelle ist der katholische Geistliche an dieser Bewegung mit interessiert. Die Eingewanderten sind überwiegend katholischer Konfession und betrachten sich mit Recht, auch wenn sie in der neuen Heimat nur ein Quasidomizil begründen, als zur Gemeinde gehörig. Als pastor ovium omnium muß der parochus loci darum sie als die Seinigen aufnehmen und Kirche und Schule ihnen öffnen.

Nach mehrjähriger und vielseitiger Praxis nun glaubt der Verfasser sich der Ansicht nicht verschließen zu können, daß den fremden Katholiken allgemein nicht diejenige seelsorgliche Aufmerksamkeit und Berücksichtigung zuteil wird, die allein geeignet wäre, aus ihnen praktische Katholiken zu bilden und als solche sie auch zu erhalten. Wir wissen recht wohl, daß die „Sachse ngängerei“, wie wir kurz diese Art Arbeiterbewegung nennen wollen, ihre dunklen Schatten hat und darum nicht mit Unrecht vielfach der Antipathie nicht bloß der geistlichen, sondern auch weltlicher Behörden begegnet. Äußerungen aber, wie: „Solche Leute sind der Abschaum und rechnen wir nicht mehr zu den unsrigen“ oder ähnliche mag die Unzufriedenheit und der Ueberdruß hervorbringen; allein im Munde des Priesters verraten sie wenig weitsichtigen Blick und Mangel an wahrhaft pastorellem, priesterlichen Geist. Misereor super turbam, das sollte ganz allgemein auch unsere Losung sein. Sei darum an erster Stelle der parochus auch um die väterlich besorgt, die früher oder später auf fremder Scholle ihr saures Brot verdienen müssen. Nach unserem Dafürhalten sollte in Gegenden, die viele Arbeiter für Industrie gegenden entsenden, schon in der Schule, besonders aber in der Christenlehre und Predigt an den Sonntagen die heranwachsende Jugend mit den Gefahren für den Glauben und das christliche Leben bei dem Verlassen der Heimat gehörig bekannt gemacht werden. Wie können junge Leute in der Fremde gut bleiben, wo sie bei der Arbeit wie bei der Erholung die seelengefährliche Luft religiösen Indifferentismus atmen, wenn sie in rudimentis fidei nicht einmal gründlich bewandert sind? Uns sind Fälle bekannt, wo Eingewanderte auf die Frage, warum sie des Sonntags nicht zur heiligen Messe gekommen seien, in allem Ernst die Antwort geben: „Wir sind des Nachmittags dagewesen.“ In einem andern Falle wurde eine katholische Frau, die eingewandert und ganz auf Abwege gekommen war, vor ihrer Ausöhnung mit der Kirche von dem Geistlichen, der ihre Befehrung veranlaßt hatte, nach der Zeit ihrer letzten Beichte gefragt. Ihre Unkenntnis im Verein mit den schlechten Einflüssen der Fremde verursachte die wirklich frappierende Antwort: „Ich bin verschiedene Male zum evangelischen Abendmahl gegangen, wird das auch mitgezählt?“

Darum vor allem solide Kenntnisse der Glaubenswahrheiten, auch der Unterscheidungslehren, fester und entschiedener Wille der Auswanderer trotz größter Schwierigkeiten, ihren Glauben freimütig bekennen zu wollen. Der Auswanderungspafß ist nicht, wie viele Fremde anzunehmen scheinen, zugleich ein Freiheitsbrief, der dispensiert vom Glauben und allem dem, was der Glaube vorschreibt.

Der parochus scharfe den auswandernden Gemeindegliedern vor allen Dingen ein, daß ihnen auch in der Fremde Gelegenheit geboten wird, demselben heiligen Meßopfer wie daheim beizumohnen, die heiligen Sakramente der Buße und des Altars in gleicher Weise wie in der Heimat zu empfangen. Manchmal sind die Vorstellungen in diesen Punkten ganz wunderbar: „Deutsche Geistliche gelten, weil sie nicht immer die lange Soutane tragen, als mezzo-preti; in den Augen jener Leute ist die Beichte in deutscher Sprache minderwertig.“ Dagegen haben wieder andere ein so lazes Gewissen, daß sie die evangelischen Kirchen aufsuchen, das lautere Evangelium sich dort vorpredigen lassen, weil's ihnen dort besser behagt, als in der kleinen schmucklosen Missionskapelle. Et un am Sanctam. Das sei darum der Leitstern, der Fremde führe, der ihnen leuchte und sie bewahre vor falschen Vorstellungen und Vorurteilen wie insbesondere vor jeglichem Irrtum in Glaubenssachen.

Eine gute Basis, um auf die Fremden seelsorglich einzuwirken, würde gelegt sein, wenn der Geistliche des Ortes, wo jene nunmehr domiziliert sind, die Namen der Eingewanderten, ihres Pfarrers und ihrer Heimat besäße. In den preußischen Gebietsteilen des Ostens leistet der St. Isidor-Berein in dieser Hinsicht ungemein viel Gutes. Gott sei Dank schützt das katholische Volk noch durchweg die Auktorität seiner Geistlichen. Diese Auktorität wird gewiß sich nur noch steigern, wenn der eingewanderte Arbeiter wahrnimmt, daß sein jetziger und der frühere Pfarrer in innigem Konnex stehen und daß Gegenstand ihrer Korrespondenz sein eigenes Wohl und Seelenheil ist. Besonders da wo die fremdländischen Arbeiter und Arbeiterinnen, was sehr oft geschieht, zu Beginn des Winters den heimatlichen Herd wieder aufsuchen, wird der Gedanke an den schriftlichen Verkehr der vorgesetzten geistlichen Personen den Fremden vor sittlich-religiöser Gleichgiltigkeit und Trägheit bewahren. Ist er nicht ganz dem Glaubensleben entfremdet, so wird sicherlich die Philippika, die er drüben im Laufe des Winters aus dem Munde dessen, der über sein Tun und Lassen auf dem Laufenden gehalten ist, einmal hören wird, manches Gute in ihm bewirken.

Ueberhaupt will es uns scheinen, als wenn in allen Fällen die fleißig gepflegte Korrespondenz der Geistlichen über Zu- und Abzug in den Gemeinden für die Seelsorge durchaus förderlich und vortheilhaft wäre und insbesondere stets verbürgte Informationen vermittelte über Namen der Ankömmlinge ihr seitheriges religiöses Leben und ihre besonderen seelsorglichen Bedürfnisse.

Brockweide bei Bielefeld (Westfalen). Rektor Schrepping.